

Unterhaltungsblätter

Wöchentliche Beilage zur
Ethorner Ostdeutschen Zeitung. **18**
 № 42. 1892.

Die zweite Frau.

Novelle von **W**ilhelm Berger.

(Fortsetzung.) (Nachdr. verboten.)

Tapfer schenkte Polly sich nochmals ein. Sigismund zog Alma mit sich an das Fenster; er getraute sich nicht, das Treiben seiner neuen Verwandten noch länger anzusehen, aus Furcht, in ein unhöfliches Lachen ausbrechen zu müssen.

Nach einigen Sekunden hörte er Polly's Stuhl rücken; als er sich umwandte, erblickte er sie, wie sie in kerzengrader Haltung sich bemühte, mit kleinen Schritten die Thüre zu gewinnen. Alma, glühend vor Scham, wollte zu ihr eilen, um sie zu stützen; Sigismund hielt sie zurück. Als sie fragend ihn ansah, sagte er leise: „Bleib' hier, ich bitte darum; Du könntest mit ihr gesehen werden.“ Und kopfschüttelnd fügte er hinzu: „Du hast da eine kostbare Tante, mein Schatz!“

„Daß ich Dir auch ein solches Möbel mitzubringen muß!“ erwiderte Alma befürmtert.

Sigismund zog sie an sich und küßte sie.

„Ich habe keine Furcht. Wenn Du keinen schlimmeren Anhang hast als diesen — mit Tante Polly wollen wir schon fertig werden!“

4.

Es war Herbst geworden, die Sommerpensionen hatten sich geschlossen, dagegen öffneten die Theater in den Städten wieder ihre Pforten und boten dem schaulustigen Publikum, was dasselbe am meisten begehrte, stets beflissen, die Tageseinnahme auf die höchstmögliche Ziffer zu bringen.

In der Handelsstadt an

der Elbe entzückte Alma Wirsching die Theaterbesucher in ihren Rollen als muntere Liebhaberin. Den Winter hindurch sollte sie noch ihrem Schauspielerberufe nachgehen, im Frühjahr aber sollte die Hochzeit sein. So hatte es Sigismund bestimmt.

Als die Tage merklich zu wachsen begannen, und der erste Mai trotzdem noch un-

endlich weit entfernt schien, stieß Alma manchen Seufzer aus und fing an, ihrer Thätigkeit an der Bühne überdrüssig zu werden. Ewige Ferien lagen vor ihr, meinte sie. Und immer noch diese Last der Geschäfte! Es kam die Periode der Gastspiele mit ihren gesteigerten Anforderungen an die ständigen Bühnemitglieder. Neue Stücke mußten in wenigen

Tagen einstudirt werden; außerdem waren Kostüme zu beschaffen: griechische, römische, mittelalterliche, moderne. Und nach wenigen Wochen war der ganze Plunder beinahe werthlos! Es war in der That ärgerlich.

Einmal, im Februar, hatte Alma einen kurzen Urlaub erhalten, und war nach Sigismund's Wohnort gereist, um sich ihr künftiges Heim anzusehen. Bei Frau Christine logirte sie. Aber es war recht kaltes, unfreundliches Wetter gewesen, und in dem genau geregelten Haushalt der Lehrersfrau hatte sie sich außerdem nicht recht behaglich gefühlt. Auch weilten Christinens Augen mit Mißtrauen auf ihr, wie sie wohl bemerkte, und der Herr Doktor war lange nicht so spaßhaft mit ihr, wie damals in der Veranda des Sonnensteiner Forsthauses. Freilich gefielen ihr Sigismund's Wohnung und Einrichtung sehr gut; aber siekehrte doch nicht von diesem Ausfluge mit demselben leichten Herzen zurück, das sie mitgenommen hatte. Als sie wieder bei Tante Polly angekommen war, kaufte sie eine Anzahl von Büchern, welche von den Pflichten der jungen Hausfrau handelten. Doch hatte sie das Studium darin bald satt, da der Geist dieser Schriften sie gar fremdartig annuthete. „Ist es nicht die Hauptsache, daß man sich lieb hat?“ fragte sie die Tante.



Stillvergüügt. Nach einem Gemälde von Max Scholz. (S. 331)

Und Polly Hüneken nickte. „Das wird es ja wohl,“ erwiderte sie. „Aber ganz genau weiß ich's nicht.“

Endlich war auf Alma's Abreißkalender der April sichtbar geworden und nun schien ihr die Zeit etwas geschwinder zu verfließen. Die Datumziffern wuchsen in die Zehner hinein, dann in die Zwanziger. Schon gab es keine neuen Rollen mehr zu lernen; schließlich wußte sie, daß sie nur noch ein einziges Mal aufzutreten hatte.

Es war nicht unbekannt geblieben, daß Fräulein Wirsching sich nach Schluß der Saison in das Privatleben zurückziehen wolle, und bei ihrem letzten Erscheinen auf der Bühne hatte sie eine Menge reichbeschleifter Kränze aufzusammeln. Trotz dieses Triumphes schlüpfte sie dennoch nach Schluß der Vorstellung mit einem aufrichtigen „Gott sei Dank!“ in ihre gewöhnlichen Kleider und sprang hernach die drei Treppenstufen, die in's Freie führten, in einem Sage hinab, zu nicht geringem Schrecken Tante Polly's. —

Um dieselbe Zeit befand Sigismund sich bei seinem Freunde Anton, der ihm längst seine Flucht aus Altenau gutmütig verziehen hatte. Am nächsten Morgen wollte er abreisen, um Hochzeit zu machen; Christine hatte darauf bestanden, daß er den letzten Abend bei ihnen zubringe.

„Nehmen Sie sich Alma's Tante ein wenig an, liebe Frau Christine, wenn sie mit ihrem Hausrath hier angezogen kommt,“ bat Sigismund.

„Gerne, soweit ich Zeit habe,“ versprach Christine.

„Was hast Du von den Eltern Deiner Braut in Erfahrung gebracht?“ forschte Anton.

„Was gehen mich Alma's Eltern an? Sie sind todt und kommen nicht in Betracht.“

Anton schüttelte den Kopf. „Um zu wissen, weissen man sich von einem Menschen zu versehen hat, muß man den Stamm kennen lernen, von dem er kommt.“

„Verurtheil!“

„Verachte nur Vernunft und Wissenschaft!“ gab der Andere zurück. „Im Ernste, mein Lieber: in den Vorfahren liegt unser Wesen begründet und darüber kommen wir nicht hinaus. Eine Reihe stattlicher Ahnen, die in Ehren gestanden haben bei ihren Zeitgenossen, ist die beste Empfehlung, die Einer aufweisen kann. Wir Bürgerlichen legen viel zu wenig Werth auf unsere Familientraditionen, auch jetzt noch, da doch der historische Sinn mächtig in uns geweckt worden ist.“

„Deine Vererbungstheorie ist eine Modehypothese,“ versetzte Sigismund. „Mir ist sie unheimlich. Und es ist nur gut, daß ich nicht daran glaube. Denn ich will nur gestehen, daß ich von Alma's Vater nichts sonderlich Nühmliches vernommen habe. Er hat es im Leben nicht weiter gebracht, als bis zu der Stelle eines Theaterassiers. Daraufhin hat er geheirathet. Und als dann seine Einnahme nicht ausreichte, unternahm er als Nebenerwerb die Verfertigung von Gelegenheitsgedichten. Leider kamen die poetischen Erzeugnisse meines verstorbenen Schwiegervaters bald aus der Mode. Aus Mangel und um den Sorgen in der Erhaltung seiner Familie zu entgehen, ergab er sich dem Trunke und starb in der Blüthe seiner Jahre.“

„Ein trauriger Lebenslauf!“ versetzte Christine. „Und Alma's Mutter?“

„Ueber Frau Wirsching kann ich nicht mit Einzelheiten aufwarten. Tante Polly ist nicht gut auf ihre Schwester zu sprechen; sie hat sich nur wiederholt zu der Versicherung herbeigelassen, die Viktoria sei in allen Stücken das Gegentheil von ihr gewesen. Wenn ihr also erst das Vergnügen gehabt habt, Fräulein

Apollonia Hüneken kennen zu lernen, so werdet ihr euch auch ein Bild von Alma's Mutter machen können. Ich vermute, sie war hübsch, lebenslustig, sorglos — eine Schmetterlingsnatur. Und nun frage ich euch: ist von diesem Elternpaar auch nur die kleinste Spur in Alma zu bemerken? Könnte sie nicht ebenso gut in einer goldenen Wiege gelegen haben, als in einem alten Wäschekorb mit Seegrassissen?“

Das Ehepaar Winkler beobachtete ein verlegenes Stillkneigen.

„Ihr habt ein Vorurtheil gegen Alma,“ sagte Sigismund. „Es ist mir schon längst so gewesen. Vermuthlich weil sie eine Schauspielerin ist. Mein Gott, wie denkt ihr philisterhaft! Und ihr wißt doch, wie das Alles gekommen ist! Was konnte das arme Kind Besseres thun, da doch das Talent da war?“

„Laß es gut sein,“ bat Anton. „Wir haben gewiß den besten Willen, uns freundschaftlich zu Deiner Frau zu stellen; Du wirst es sehen.“

„Darauf hab' ich auch gerechnet. Alma kennt Niemanden hier als euch, und an Gesellschaft ist sie gewöhnt. Bedenkt nur, wie sich ihr Leben ändert! Ich möchte, daß ihr der Uebergang nicht zu schwer wüde.“

Christine reichte ihm die Hand. „An mir soll es nicht fehlen,“ versicherte sie. „Ein Anderes aber ist es, ob Ihre Frau am Verkehr mit mir Geschmack gewinnen wird. Ich bin ein nüchternes Wesen, und über Mann, Kinder und Wirtschaft reicht mein Blick kaum hinaus. Hätt' ich nur etwas leichteres Blut! Auch Anton's wegen wollt' ich's wünschen; meist, wenn er einmal einen Anlauf nimmt, meinen Geist in's Weite spazieren zu führen, findet er meine Gedanken an Haushaltsorgen festhängen. Und das wird immer schlimmer!“

Als Sigismund gegangen war, sagte sie: „Wenn alle Tage Sonntag wär', dann würde diese Alma Wirsching eine prächtige Lebensgefährtin für unsern Freund abgeben. Ein niedliches Liebeskind zum Schäkern ist sie, das ist ja nicht zu leugnen. Aber, aber! — Solche Vögel, wie sie, sind zu slügge, um sich lange im Neste wohlig fühlen zu können, bald kribbelt es ihnen in den Schwingen, und sie müssen umhervagabondiren. Was meint Deine Weisheit dazu?“

Anton streichelte ihr krauses Haar und erwiderte lächelnd: „Eine Glucke, wie Du, findet das Glück nur auf dem Hühnerhofe, und hält deshalb Finken und Späken für leichtes Gefindel. Doch hat jedes Wesen seine besondere Art, Kind. Und wer weiß, ob unseres Freundes zweite Liebeswahl nicht von einer tieferen Einsicht geleitet worden ist, als wir denken, ja, als er selbst weiß.“

5.

Vierzehn Tage später kehrten Herr und Frau Mandau von ihrer Hochzeitsreise zurück. Tante Polly hatte sich durch Christinens Einsprache nicht verhindern lassen, im Hausflur eine dicke Guirlande aufzuhängen, aus bunten Papierstreifen gefertigt. In der Mitte derselben baumelte ein großes Plakat herab, das die Inschrift „Willkommen!“ trug.

„Ach, wie hübsch!“ rief Alma dankbar aus, als sie bei ihrem Eintritt des Nachwerks ansichtig wurde.

Sigismund runzelte die Stirn; indessen enthielt er sich jeder Bemerkung. Erst als Tante Polly sich wieder in die Küche verzogen hatte, sagte er: „Wie werd' ich das bäuerische Ding nur mit guter Manier von der Wand los, eh' es von Jemandem gesehen wird? Was meinst Du, Alma, wenn ich heut' Abend, wie zufällig, mit einem brennenden Lichte dem leicht entzündlichen Stoff zu nahe käme? Das Haus würde nicht gleich Feuer fangen.“

„Wie unduldsam Du bist!“ tabelte Alma. „Tante Polly hat es doch so gut gemeint.“

„Gut gemeint! Als ob ich das bezweifelte! Die meisten Geschmacklosigkeiten werden aus bester Absicht begangen; deshalb sind sie einem empfindlichen Sinn nicht weniger widerwärtig.“

Sie waren in das gemeinschaftliche Schlafzimmer eingetreten, und Alma vertauschte ihr Reisefleid mit einem Hausgewande. Um den dazu gehörigen Gürtel zu finden, streute sie den Inhalt ihres Koffers auf den Boden aus. Eines der letzten Stücke, das herausflog, war ein orientalischer Shawl, ein Geschenk Sigismund's.

Dieser hatte ihr mit Kopfschütteln zugehört. „Du hast mir versprochen, zu Hause schonend mit Deinen Sachen umzugehen,“ mahnte er.

„Alter Brummbär!“ lachte Alma. „Hilf mir lieber nach meinem Gürtel suchen, anstatt umherzustehen und zu kritisiren! Und was meine Sachen betrifft: wofür hab' ich denn Tante Polly? Die wird sich gleich nach Tisch ein Vergnügen daraus machen, den Kram einzuräumen.“

„O Du verwöhntes Kind!“ seufzte Sigismund.

Doch ließ er sich gefallen, daß das verwöhnte Kind ihm den Arm um den Hals legte und ihn niederzog. Nebeneinander hockten sie vor dem bunten Haufen und wühlten darin, bis ihre Hände sich trafen und sie muthwillig die feine Gürtelstücke bei diesem Spiele der Gürtel unentdeckt, und als bald die Magd meldete, daß aufgetragen sei, fiel Alma ein, daß sie am gestrigen Abend, während des Auskleidens in beiden Hotelzimmern umherrennend, das vermißte Stück über den Knäuf eines Gardinenhalters gehängt hatte, wo es am Morgen in der Eile des Packens nicht bemerkt worden war.

Am nächsten Tage war die Guirlande vom Hausflur verschwunden, und Sigismund freute sich im Stillen der Gefügigkeit seiner Frau. Als er jedoch sein Atelier betrat, fand er das papierne Ungeheuer dort aufgehängt. Aergerlich riß er's herab und warf es in eine Ecke. Dann bereitete er sich zum Malen vor. Eben war er mit seinen Pinseln und Farben zurechtgekommen und vor die Staffelei getreten, sein angefangenes Werk überschauend, als Alma ihren Kopf in's Zimmer steckte. Ob es erlaubt sei, dem gestrengen Herrn etwas zuzusehen? fragte sie. Ohne die Antwort abzuwarten, schlüpfte sie herein und stellte sich neben Sigismund.

„Welch' eine gräuliche Kleckerei!“ rief sie aus. „Was soll das werden?“

„Das Bild ist erst untermalt, Kind. Schau: dieser große graue Fleck hier rechts in der Ecke wird ein Gel, und aus dem formlosen Gewimmel rings umher entwickeln sich niedliche Dämchen und stattliche Herren. Alle mit verdrießlichen Gesichtern, und das Ganze soll heißen: Verregnete Touristen im Harz.“

Schon hatte Alma sich von seiner Seite entfernt und stöberte im Zimmer umher. Sie gerieth über Sigismund's Mappen. Das war ein Fund für sie! Sie trug einen dreibeinigen Holzbock zum Tische, kletterte hinauf und begann in den Skizzen zu blättern. Nicht lange verhielt sie sich schweigsam; der erste Mädchenkopf, den sie fand, erregte ihre Neugierde.

„Ach, diese reizende Blondine!“ rief sie aus. „Sieh' einmal her, Sigismund! Wo bist Du dieser Schönen begegnet? Wer ist sie?“

Er unterbrach seine Arbeit und trat zu ihr. „Die? Ich sah sie auf einem überfüllten Rheindampfsboot; in der Menge der Passagiere eingekleidet, konnte sie sich kaum regen. Sie ist es nicht gewahr geworden, daß ich mir ihr Gesicht staß.“

„Weiter nichts?“ sagte Alma enttäuscht. „Es knüpft sich keine Geschichte an dies Bild?“

„Nicht die geringste.“
Sigismund begab sich zur Staffelei zurück. Raum indessen hatte er den Pinsel angefaßt, als eine neue Frage ihn schon wieder abrief. Und so ging es weiter; zum Malen kam er nicht. Endlich, da ihm diese beständigen Störungen bereits die Sammlung geraubt hatten, machte ihn die Nähe seiner Frau vollends zerstrent. Auf dem hochbeinigen Bock sitzend, mit einem aufgestützten Ellbogen leicht vornüber geneigt, die Füßchen herabhängend, von deren einem der Pantoffel auf den Boden gestülpt war, bot sie in der That in ihrer jugendlichen Lieblichkeit und Frische einen gar anmuthigen Anblick. Aber Sigismund, nachdem er sich eine Weile daran ergötzt hatte, bezwang sein Verlangen, Alma's weißen Hals zu küssen, über den die blauen Bänder der Morgenhaube so kokett herabfielen. Während er den verregneten Esel auszuführen anfangte, sagte er sich, daß er gleich der ersten Verlockung zum Müßiggange mannhast entgegenzutreten müsse. Demnach, als er wieder einmal eine Frage der lieben Neugier geduldig beantwortet hatte, klappte er ihr die Mappe vor der Nase zu und bot ihr den Arm, indem er scherzend sagte: „Nun ist's genug für heute!“

Alma sprang herab und suchte ihren Pantoffel. „Du willst mich los sein?“ fragte sie unter dem Tisch hervor.
„Allerdings, lieber Schatz, nimm es mir nicht übel. Ich muß ungestört sein, wenn ich schaffe.“

Sie hatte sich wieder in die Höhe gerichtet und sah ihn von der Seite ungnädig an.

„Sei verständig, Kind,“ fuhr Sigismund fort. „Es ist immer meine Regel gewesen, in den Morgenstunden unausgesezt zu arbeiten. Dies ist ein nothwendiger Zwang, den ich mir auferlege. Wenn ich mich gehen ließe und nur dann malte, wenn ich unwiderstehliche Lust dazu verspüre, dann würde mein Freund, der Kunsthändler, immer weniger Bilder und wahrscheinlich auch immer schlechtere Bilder von mir erhalten. Und das darf nicht sein und soll nicht sein. Ich erwarte deshalb von Dir, daß Du künftig darauf verzichtest, Morgens meine Gesellschaft zu genießen. Und ich würde Dir dankbar sein, wenn Du dann auch den Zugang zu meinem Atelier sorgfältig hütetest und Niemand passiren ließe, der etwas von dem Menschen Randaun begehrt.“

Die junge Frau hatte diesen Weisungen des Gatten mit gesenkten Blicken zugehört; jetzt ging sie mit der Miene eines gekränkten Kindes zur Thüre.

Sigismund folgte ihr, legte den Arm um sie und frug: „Du bist mir doch nicht böse, Herzchen?“

Sie machte sich los von ihm, ohne aufzublicken. „Laß mich; Du verdirbst mir das Kleid mit Deinem Anstreicherroth.“

Lachend stellte er sich vor sie, die Hände auf dem Rücken, und brachte sein Gesicht dicht vor das ihrige. „Gib mir einen Versöhnungskuß, ehe Du gehst!“ bat er.

Aber Alma schlüpfte behende um ihn herum und gewann die Thüre. Auf der Schwelle wandte sie sich um und sah Sigismund herausfordernd an. „Ich möchte nur wissen,“ sagte sie, „ob Du auch Deine Erste so ausgesperrt hast!“

Nachdem sie diesen Pfeil abgeschneilt hatte, rannte sie davon.

Betroffen sah Sigismund ihr nach. — Seine Erste! Seine gute Lina! Er war lange nicht so eindrucklich an sie erinnert worden. Freilich, als er sich vor einigen Wochen im Gasthose zur Trauung rüstete, hatte sich schon einmal die Verstorbene in sein Gedächtniß zu-

rückgerufen. In der Tasche seines Frackes, den er zuletzt am Tage von Lina's Beerdigung getragen, fand er jene Schürze, das Werk ihrer Hände, die er damals eingestekkt hatte. Das Kleidungsstück, so überraschend vor ihm auftauchend, schien ihn mahnen zu wollen, er möge in seinem neuen Glück des vergangenen eingedenk bleiben. Er war dann lange umhergewandert in dem kleinen Zimmer, das man ihm angewiesen, so lange, daß Alma nach ihm hatte schicken müssen. Als er vor die geschmückte Braut hintret, verschwand allerdings Lina's bleicher Schatten, und seitdem hatte er sich nicht wieder blicken lassen.

Jetzt aber kam sie wieder, die unbestimmte Furcht vor einer Enttäuschung, die schon einmal, in letzter Stunde, seine Seele durchzittert hatte. Zwar kehrte er zu seinem Bilde zurück, doch viel daran arbeiten konnte er nicht an diesem Morgen. Als er zu Tisch ging, erwartete er, Alma schmolzend zu finden. Aber sie empfing ihn mit dem heitersten Gesicht. So viel des Interessanten hatte sie erlebt! Was war nicht Alles an der Hausthür angeboten worden! Gemüse und Töpfergeschirr, Bürstenwaren und Nähutensilien. Und von Allem hatte Alma gekauft, feilschend und dingend bis auf's Blut. Sie war sehr stolz auf den getriebenen Handel, und erzürnte sich nicht wenig über Tante Polly's Bemerkung, daß überflüssige Dinge immer zu theuer seien, einerlei um wie geringes Geld man dieselben erstanden habe.

Am Nachmittage warf Alma sich in Staat; sie hatte sich von Sigismund erbeten, spazieren geführt zu werden. Auf Alma's Wunsch bestand dieser Spaziergang zunächst in einem langsamen Schlendern durch diejenigen Straßen, an denen sich die elegantesten Läden befanden. Alma schwärmte von neuen Kleidern; was sie sah, würdigte sie ihrer Aufmerksamkeit nur insofern, als sie damit ihre niedliche Person aufputzen konnte.

Langmüthig hörte Sigismund eine Zeit lang ihrem Geplauder zu; endlich riß ihm doch der Faden der Geduld.

„Genug von diesem Lande!“ sagte er. „Wie kann man sich nur so ernsthaft damit beschäftigen? In wenigen Wochen wirst Du gleichgiltig an den Stoffen vorübergehen, die Du heute bewunderst. O, über eure Moden! Was an der gerade herrschenden häßlich ist, leuchtet euch immer erst ein, wenn sie aufgehört hat, die herrschende zu sein. Dann aber, wie rasch werdet ihr hellsehend! — Komm', laß uns hinausgehen in's Freie; der Sonnenuntergang verspricht schön zu werden.“

„In's Freie? Ist irgendwo Gartenkonzert?“

„Nicht daß ich wüßte. Hättest Du denn Lust, Dich mit mir inmitten eines plappernden Menschenschwarmes niederzulassen und mittelmäßige Musik anzuhören, während draußen über den Wiesen eine schöne, ahnungsvolle Stille lagert, und nur die Vögel in den eben belaubten Büschen ihre Liebeslieder erschallen lassen?“

„Ich habe eine gesellige Natur; ich halte mich gern an Orten auf, wo es lebhaft zugeht. Was ist denn Großes an dem Schlage eines Finken, ja selbst an dem Gesange der Nachtigall? Lieber ist mir ein munteres Horngeschmetter, aus dem bekannte Weisen aufklingen. Und dann hör' ich gar gerne die Leute schwagen und lachen.“

„Du willst sehen und gesehen werden; ich verstehe,“ bemerkte Sigismund mit einiger Bitterkeit.

„Und wenn auch: ist das etwas Schlimmes?“

Nach einer Weile begann Sigismund wieder: „Du bist mir räthselhaft. Im vorigen Sommer warst Du doch voll Bewunderung für jede nur halbwegs hübsche Aussicht? Und

Feldblumen sammeltest Du mit einem Eifer, als wenn Du eine passionirte Naturfreundin wärest!“

Alma lachte. „O, ich that einfach mit, was die Andern thaten. Auf dem Lande war ich einmal; was sollte ich machen? Heult man nicht mit den Wölfen, so wird man gefressen.“

(Fortsetzung folgt.)

Stillvergnügt.

(Mit Bild auf Seite 329.)

Für den Bauer, den uns Max Scholz auf seinem Bilde „Stillvergnügt“ (siehe den Holzschnitt auf S. 329) vorführt, besteht offenbar das höchste irdische Behagen in einer Maß guten Bieres und einer Weife echten heimischen Kanasters. Im Besitze dieser Güter befindet er sich jetzt, Sorgen drücken ihn nicht, warum sollte er also nicht vergnügt sein? Das herzliche Behagen, das sich auf seinen Zügen ausdrückt, während er in der Dorfschänke stillvergnügt den Scherzen der übrigen Gäste zuhört, ist daher der Widerchein seiner inneren Stimmung, und da diese im Leben die Hauptsache ist, so dürfen wir unseren Bauer sicherlich zu den Glücklichen dieser Erde rechnen.

Das königliche Konservatorium der Musik in Leipzig.

(Mit 2 Bildern auf Seite 332.)

Die berühmteste musikalische Bildungsanstalt Norddeutschlands ist das königliche Konservatorium zu Leipzig. Für das 1843 gegründete Institut waren die Räume des ursprünglichen Lehrgebäudes neben dem Gewandhaus, dem bekannten Leipziger Konzertgebäude, längst unzureichend geworden, aber erst, als ein vermögendes Gönner der Anstalt im Jahre 1884 die Summe von 300,000 Mark zum Geschenk machte, konnte an einen Neubau gedacht werden. Derselbe ward im nächsten Jahre nach einem Entwurfe des Baudirektors Hugo Licht auf dem Terrain des vormaligen botanischen Gartens begonnen. Am 5. Dezember 1886 bereits wurde das neue Gebäude, das auch wieder in unmittelbarer Nähe des neuen Gewandhauses errichtet ist, seiner Bestimmung übergeben. Es liegt mit der auf unserem unteren Bilde S. 332 dargestellten Front an der Grassistraße; der Hauptbau ist 58 Meter lang, 17 Meter tief, und nach hinten erstrecken sich zwei Seitenflügel. Das Hauptgebäude enthält außer einem stattlichen Treppenhause Lehrzimmer, Sitzungs- und Prüfungssäle; auch der rechte Seitenflügel ist größtentheils Lehrzwecken gewidmet. Im Ganzen sind zwei kleinere und zwei große Orgelzimmer vorhanden, sowie 44 Lehrzimmer, eine Bibliothek und die nöthigen Bureau Räume mit Kastellanwohnung. Den ganzen linken Seitenflügel nimmt der zwei Geschosse hohe Hauptaal (siehe das obere Bild) ein, der für die wöchentlichen Uebungen und die Hauptprüfungen bestimmt ist.

Passiren eines Abhangs in den Cordilleren.

(Mit Bild auf Seite 333.)

Die Cordilleren fallen auf der chilenischen Seite gegen den Stillen Ocean in sehr steilen Hängen ab, die den größten Theil des Jahres mit Schnee bedeckt sind. Die einfachste Methode, um diese Schneefelder zu passiren, ist daher, von ihnen nach Art unserer Alpenbewohner „abzufahren“, und zwar ohne alle mechanische Vorkehrungen, nur mittelst eines Ziegen- oder Lamafells und eines kühnen Führers. Letzterer hüllt sich in warme Kleidung, verzieht sich mit einem kurzen starken Stocke, breitet das Fell über den Schnee, setzt sich darauf und bittet nun seinen in einen dicken Poncho gehüllten Passagier, ihn fest um die Mitte des Leibes zu fassen und sich an ihn anzuklammern. Ein Ruck mit den beiden Füßen des Führers, und Beide fahren ab und sausen mit schwindelerregender Geschwindigkeit über das Schneefeld hinunter (siehe unser Bild auf S. 333). Der Führer steuert mit seinen beiden Händen und mittelst des vorn zwischen die Beine gestemmten Stockes, der zugleich als Regulator für die Geschwindigkeit der Fahrt dient, je nachdem er mehr oder weniger tief in den Schnee hineingedrückt wird.

Die Rose der Königin.

Erzählung von E. König. (Nachdr. verb.)

Die erste französische Revolution feiert in dem Grafen Mirabeau eine ihrer Koryphäen, und doch war es nur Egoismus und verkehrte Eitelkeit, die Mirabeau zum Volkstribun machte. Die nachfolgend erzählte Thatsache wird unsere Behauptung bestätigen.

Graf Mirabeau hatte sich schon als achtzehnjähriger Kavallerieoffizier den zweifelhaften Ruhm erworben, der leichtfertigste seiner Kameraden zu sein. Namentlich war der im Grunde nichts weniger als schöne junge Mensch stets in zahlreiche Liebeshändel verwickelt; bildete er sich doch ein, daß jede Dame, der er sich näherte, auch schon sterblich in ihn verliebt sein müsse. Nach einer ganzen Reihe von dummen, ja sogar schlechten Streichen schickte man ihn auf die Festung, von wo er indeß nach längerer Haft entfloh. Mehrere Jahre trieb er sich im Auslande herum und kam erst im Jahre 1787 wieder endgiltig nach Paris zurück.

Damals wurden in Frankreich die Reichsstände zusammenberufen. Mirabeau ging nach Aix und trat als Kandidat auf; allein seine

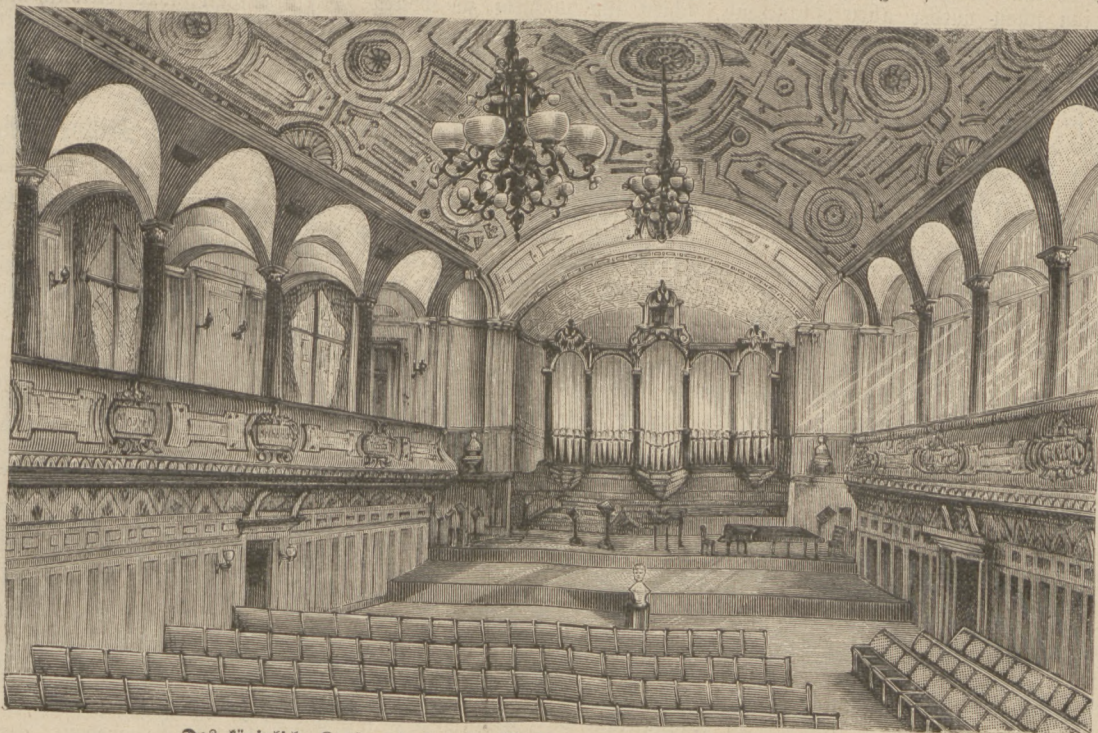
Standesgenossen, die Adelspartei, verschmähten ihn. Darüber tief gekränkt, entäußerte er sich seines Adels, indem er einen Tuchladen kaufte und sich zum Mitgliede des „dritten Standes“ machte. Dieser Schritt hatte die gewünschten

Bewunderung hin. Die politischen Wirren hatten seinen Gang zu Liebesintriguen nicht abgestumpft.

Der Zufall wollte es, daß das Auge der Königin seinen Blicken begegnete. Bald darauf winkte Marie Antoinette den Oberceremonienmeister zu sich heran, wie es schien in der Absicht, um ihn über Mirabeau zu befragen. Der Graf gerieth in noch größere Gluth, als die Königin ihn einen kurzen Augenblick mit ihrer Orgonette fixirte. Es war entschieden, die Königin mußte in ihn bis über die Ohren verliebt sein, das bildete er sich sofort ein.

Am anderen Morgen in aller Frühe war Mirabeau schon im Garten der Tuileries zu finden, unmittelbar unter den Fenstern der Königin. Halb Paris lag noch

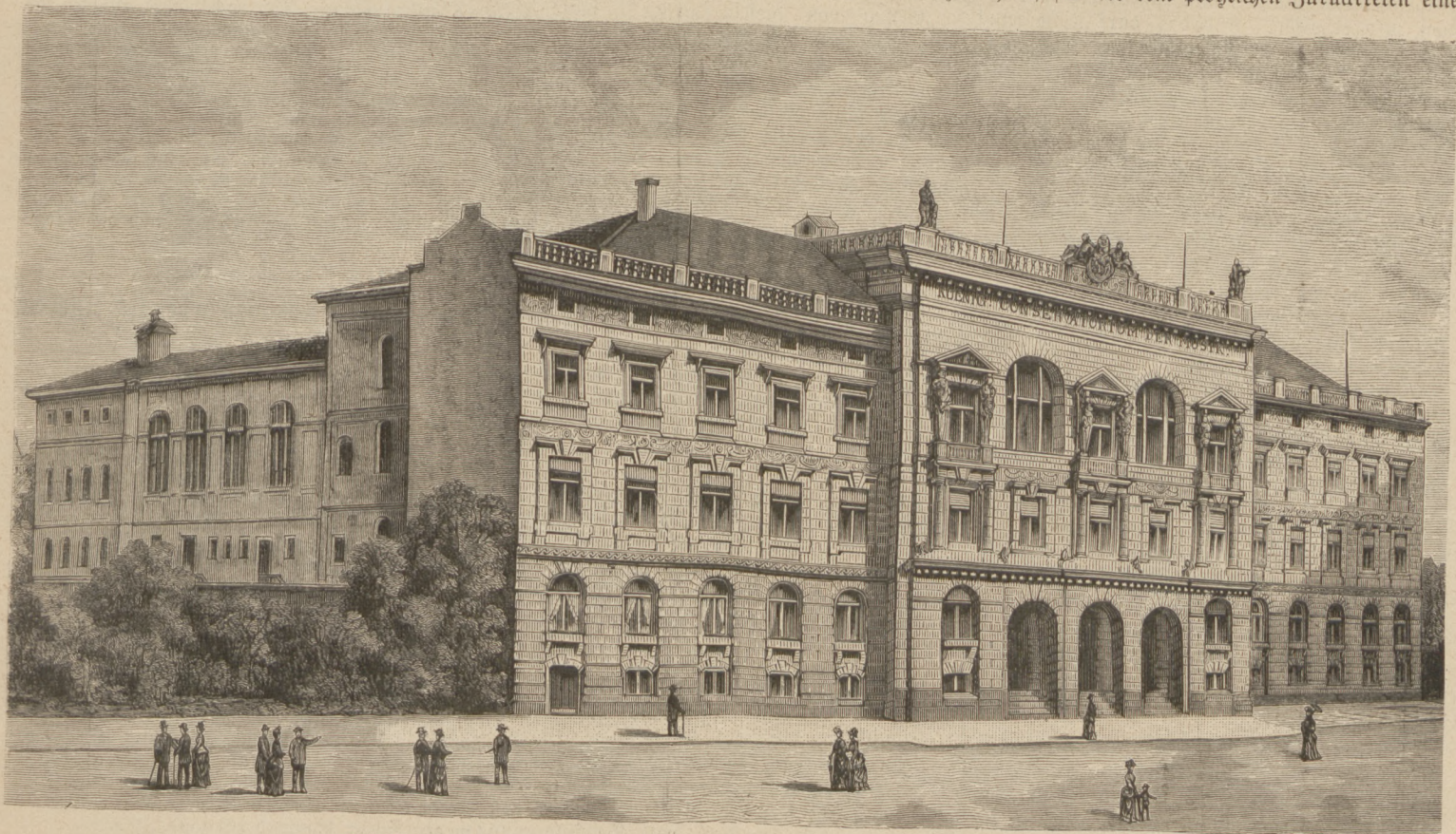
in tiefem Schlaf versunken, der Garten war noch menschenleer. Als der Graf unwillkürlich einen Blick zu den Fenstern hinauf warf, fuhr er überrascht zusammen, denn er erblickte auf dem Balkon eine Frauengestalt. Es war die Königin, die jeden Morgen nach dem Aufstehen auf den Balkon zu treten pflegte, sich aber eilends entfernte, als sie sich beobachtet sah. Aus dem Blumenstrauß, den sie in der Hand hielt, fiel bei dem plötzlichen Zurücktreten eine



Das königliche Konservatorium der Musik in Leipzig: Der Hauptsaal. (S. 331)

Folgen, denn er wurde von zwei Städten, von Marseille und Aix, zum Deputirten erwählt.

Zu jener Zeit war der Hof eines Tages nach Paris gekommen, um der Aufführung eines neuen Trauerspiels von Chénier beizuwohnen. Auch Mirabeau befand sich im Schauspielhause und zwar in der Nähe der königlichen Loge. Er sah die Königin Marie Antoinette, und die Anmuth ihrer Züge, ihr Glanz und ihre Schönheit riß ihn sofort zur



Das königliche Konservatorium der Musik in Leipzig: Ansicht der Hauptfacade. (S. 331)



Passiren eines Abhangs in den Nordischen. (S. 331)

weiße Rose in den Garten hinab. Mirabeau hob sie auf und preßte sie leidenschaftlich an seine Lippen.

Wie vielen Liebesrittern, so erging es auch Mirabeau: er konnte seinen vermeintlichen Erfolg nicht für sich behalten, er mußte sich Jemand mittheilen und eilte deshalb zu seinem Freunde Beaumarchais, dem Verfasser des damals ganz Paris beschäftigenden Lustspiels: „Die Hochzeit des Figaro“. In den hellsten Farben trug er seinem Freunde das Abenteuer vor und schloß mit den Worten: „Diese Rose ist seit jenem Augenblicke mein höchster Schatz! ich trage sie beständig auf meiner Brust, da ist sie!“

„Wer sollte glauben, daß Graf Mirabeau, der Cäsar von Paris, solch' ein Romeo ist!“ rief Beaumarchais lachend aus.

„Schelten Sie mich, spotten Sie meiner, lachen Sie über mich, aber verrathen Sie nicht, was ich Ihnen jetzt mit den heiligsten Eiden bekenne: ich liebe die Königin, liebe sie, wie noch kein Sterblicher ein Weib geliebt, liebe sie mit der ganzen Kraft meiner Seele. Meine ganze Zukunft, mein Leben möchte ich hingeben für einen Augenblick, in dem es mir vergönnt wäre, ihr sagen zu dürfen, wie unendlich ich sie liebe!“

„Sie zittern ja ganz, mein bester Graf!“
„Vor Wonne, wenn ich an den Augenblick zurückdenke, wo diese Rose zu meinen Füßen niedersank.“

„Kann dies nicht bloß Zufall gewesen sein?“
„Mein Herz sagt mir, das es absichtlich geschehen.“

„Möglich, aber aufrichtig gesagt, wenig wahrscheinlich.“

„O, rauben Sie mir diese süße Hoffnung nicht! Rathen Sie mir, lieber Beaumarchais, wie ich es anfangs, in die Nähe der Königin zu kommen. Sie sind ein Mann, der Lustspiele schreibt, der die Kunst der Intrigue versteht, seien Sie mir das, was Ihr Figaro dem Grafen Almaviva war, rathen Sie mir.“

„Lassen Sie sich doch beim König vorstellen.“

„Das würde bei Hofe Verdacht erregen und mir beim Volke meine Popularität rauben. Ich möchte die Königin sehen und sprechen, ohne daß es ein Dritter erfährt.“

„Dann gibt es ein Mittel nur —“
„Und das wäre?“

„Versuchen Sie es, sich in Trianon einzuschleichen, wo die Königin, einzig und allein von einer Kammerfrau begleitet, stundenlang im Park verweilt.“

„Und von wem wissen Sie das?“

„Von einem meiner Freunde, dem Hofgärtner von Versailles.“

„Ich möchte seine Bekanntschaft machen.“
„Das kann geschehen.“

„Doch ohne zu sagen, wer ich bin. Stellen Sie mich als Dichter, Maler oder was Sie sonst wollen, nur nicht als Mirabeau vor.“

„Ich werde Sie für einen Blumenfreund ausgeben, der die Gewächshäuser von Versailles und Trianon sehen will.“

Wie geplant, so geschah es. Mirabeau war übergelüchelt. Acht Tage lang aber durchstreifte er die Gärten von Versailles, ohne seinen Wunsch, die Königin zu treffen, erfüllt zu sehen.

Da gewahrte er endlich am Morgen des neunten Tages, wie die Königin sich einem kleinen Bassin näherte, in dem ein Heer kleiner Goldfische herumplätscherte.

Schnell entschlossen trat er auf sie zu und überreichte ihr eine weiße Rose mit den Worten: „O Königin —“

Doch in demselben Augenblicke gewahrte er Frau Campan, die ihrer Herrin auf dem Fuße

nachgefolgt war und sich beim Anblicke des Fremden anschickte, um Hilfe zu rufen. Erschreckt eilte Mirabeau davon.

„Kannten Sie diesen Mann?“ fragte Marie Antoinette.

„Nein, Majestät,“ erwiderte Frau Campan. „Er hatte den — Muth, mir diese Rose zu überreichen. Ei, sehen Sie doch, jetzt bleibt er stehen und sieht sich um. Welche Frechheit!“ setzte die Königin hinzu und warf die Rose in's Wasser.

„Verflucht!“ rief der Graf und stürzte, einem Rasenden gleich, fort.

„Wer mag das nur sein?“ fragte die Kammerfrau ganz erstaunt.

„Ein Narr, liebe Campan,“ erwiderte die Königin.

Seit jenem Auftritte in Trianon war Mirabeau der erbitterteste Gegner des Hofes. Sein beleidigtes Ehrgefühl, sein tiefgekränkter Stolz hatten dem König und der Königin, die seine Rose mit kalter Verachtung in's Wasser geworfen hatte, Rache zugeschworen. Seine Leidenschaft zu Marie Antoinette hatte sich in glühenden Haß verwandelt, und diesen Haß wußte er geschickt jedem seiner Anhänger einzuimpfen.

Am 23. Juli 1789 fand eine feierliche Sitzung zur Verkündigung der neuen Verfassung statt. Vom Throne herab hielt Ludwig XVI. eine Rede an die Abgeordneten seines Volkes, worin er sie ermahnte, ihre Stellung nicht zu mißbrauchen, sondern, eingedenk ihres Schwures, mit unverbrüchlicher Treue festzuhalten am Throne der Lilien, und nichts zu unternehmen, was die Gemüther des Volkes erhitzen und dem Lande Gefahr bringen könne.

Als Ludwig sich entfernt hatte, bestieg sofort Mirabeau die Tribüne und hielt eine Rede, in der jedes Wort wie ein Donnerkeil in die Ohren der Hofpartei und wie ein Blitz in die Herzen der Gegner schlug.

Gleich darauf erschien der Oberceremonienmeister, Marquis de Brézé, um die Versammlung aufzulösen. Dieser unerwartete Schlag erschreckte die Versammlung dergestalt, daß die Mehrzahl der Deputirten entschlossen war, dem königlichen Nachtgebote Folge zu leisten. Da aber erhob sich wieder Mirabeau, dessen mächtige Stimme das unheimliche, gewitterschwangere Schweigen brach und die unheilvollen Worte ausrief: „Gehen Sie und sagen Sie Ihrem Herrn, daß wir unsere Plätze nicht anders, als durch die Gewalt der Bajonnette verlassen werden!“

Marquis de Brézé mußte dem Könige die Nachricht überbringen, daß die Versammlung, angefeuert von Mirabeau's Auftreten, einstimmig beschlossen habe, nur der Macht der Bajonnette zu weichen. Der schwache Monarch, unfähig eines energischen Entschlusses, erblakte, und die Königin sank in Ohnmacht.

Seit jenem Tage und seit jenem Ausspruche Mirabeau's schritt die Revolution unaufhaltsam ihrem Ziele zu. Der Hof, gedrängt von der Nothwendigkeit, ließ jetzt kein Mittel unversucht, Mirabeau auf seine Seite zu bringen. Ludwig XVI. wurde von der Königin bewogen, für den Grafen 250,000 Franken Schulden zu bezahlen und ihm außerdem eine monatliche Pension von 6000 Franken zuzusichern.

Als er zum ersten Male bei Hofe erschien, sagte Marie Antoinette zu Frau Campan: „Hätte ich damals seine Rose angenommen, wer weiß, ob es jetzt nicht besser um uns stünde! Sein erster Anblick hat mir Schrecken, aber die hinreißende Macht seiner Beredsamkeit das Vertrauen eingelöst, daß mir, so lange dieser Mann lebt, keine Gefahr droht.“

Allein alle diese Schritte kamen zu spät. Die Deputirten hatten durch Mirabeau die

Größe ihrer Macht kennen gelernt und verfolgten jetzt mit Eifer ihr vorgestecktes Ziel.

Am 2. April 1791 verbreitete sich wie ein Lauffeuer durch ganz Paris die Kunde, daß Graf Mirabeau, der abtrünnige Apostel der jungen Freiheit, urplötzlich gestorben sei, und zwar an einem Entzündungsfieber, wie Einige, an Gift, wie Andere behaupten. Auf seiner Brust lag eine verwelkte weiße Rose.

Als Marie Antoinette die Nachricht seines Todes erfuhr, sagte sie zu Frau Campan: „Nun sterbe ich auch bald!“

Am Mittwoch den 16. Oktober 1793 ging ihre Ahnung in Erfüllung, da verblutete sie unter dem Messer der Guillotine.

Eheschwindel.

Skizze aus dem modernen Leben.

Von A. O. Klausmann.

(Nachdruck verboten.)

Zu den merkwürdigsten Erscheinungen, die unsere moderne hochgesteigerte Civilisation in's Dasein gerufen hat, gehört ohne Zweifel der gewerbsmäßige Eheschwindel. Derselbe hat in letzter Zeit so überhand genommen, daß es wohl angebracht ist, Eltern und Vormünder, sowie heirathsfähige Frauen und Mädchen darüber aufzuklären und davor zu warnen. Die so außerordentlich gesteigerten Verkehrsmittel, die immer lebhafter werdende Beweglichkeit der Bevölkerung begünstigt diesen Schwindel, hauptsächlich aber der Umstand, daß der Bund der Ehe, auf welchem sowohl die Familie als auch der Staat aufgebaut ist, in unserer Zeit mehr und mehr zu einem geschäftlichen Abkommen herabgesunken ist, welches man durch die Zeitungen betreibt, ganz in derselben Weise, wie man mit Materialwaaren handelt. Von demselben Augenblicke an, da die ersten „Heirathsgeluche“ in den Zeitungen erschienen, bemächtigte sich auch das Gaunerthum dieses neuen Gebietes, und die gewerbsmäßigen Heirathsschwindler begannen aufzutreten.

Naturgemäß ist das Hauptfeld dieser Schwindler in den großen Städten, wo man sie nicht kennt, wo sie durch eigenartige Erscheinung, durch falsche Angaben über Abstammung und Geburtsland sich ein besonderes Ansehen geben können. Und gerade die Vorliebe für das Fremde verschafft ihnen Zutritt oft in die besten Kreise der Gesellschaft, ebenso wie ihnen die eigenthümlichen Verhältnisse der Großstadt Gelegenheit geben, sich in allen Kreisen ihre Opfer zu suchen. Die Polizeiberichte der großen deutschen Städte weisen fast allwöchentlich Selbstmorde von Mädchen und Frauen auf, bei denen als Motiv „unglückliche Liebe“ angegeben ist. Es handelt sich hierbei nicht immer um schwärmerische Neigungen, die unerwidert geblieben sind, oder um hartherzige Eltern und Verwandte, welche die Ehe aus irgend welchen Gründen nicht dulden wollen, sondern es steckt in sehr vielen Fällen ein Heirathsschwindler dahinter, welcher in der Weise operirte, daß er sich dem Mädchen näherte und ihm Heirathsanträge machte. Die Mädchen, meistens Dienstmädchen und Köchinnen, nur in selteneren Fällen junge Wittwen mit etwas Vermögen, glaubten den Versicherungen des Schwindlers, dem es nur darum zu thun war, dem vertrauensseligen Opfer seine Ersparnisse oder sein Vermögen abzuschwindeln. Dann wird die Betrogene verlassen oder mit der brutalen Erklärung überrascht, daß der zärtliche Bräutigam bereits längst verheirathet sei. Die Gerichtsverhandlungen in Berlin, Wien und an anderen Orten haben in den letzten Jahren immer wieder von solchen gewerbsmäßigen Heirathsschwindlern zu berichten gewußt, welche

Mädchen und Frauen zu Dukenden um ihre Ersparnisse betrogen, und denen viel zu spät ihr unsauberes Handwerk gelegt wurde. Der gefährlichste Verbrecher auf diesem Gebiete war ohne Zweifel der berühmte Schlossarek, ein Wiener Schlossergefelle, welcher nicht nur seine Opfer bethörte und sie um ihre Ersparnisse brachte, sondern der sie auch aus Wien herauslockte und ermordete. Schlossarek wurde im Anfange der achtziger Jahre hingerichtet.

Wir dürfen aber nicht annehmen, daß solche Schwindler allein in Deutschland auftauchen. Sie finden sich auch in England, in Italien, in Frankreich, und in Paris gibt es vielleicht mehr gewerbsmäßige Heirathsschwindler, welche die Mädchen, namentlich aus der dienenden Klasse, bethören, als an einem anderen Orte der Welt.

In England ist ihnen ihr Handwerk durch die Gesetzgebung sehr erschwert, welche jeden Bruch des Eheversprechens, wenn dasselbe auch nicht einmal direkt vorhanden, sondern nur aus einem zärtlichen Briefe herausgelesen werden kann, streng ahndet, und von dem Manne, der das angebliche Versprechen gegeben hat, je nach dessen Vermögen, ein größeres oder geringeres Sühnegeld für die verlassene Frauensperson als Entschädigung fordert. Dieses Gesetz hat allerdings den Fehler, daß es nur gegen den Mann sich wendet, daher es in England sehr häufig die Frauen sind, die den Eheschwindel betreiben. Sie suchen sich mit Herren in Verbindung zu setzen und von ihnen irgend welche schriftliche Neußerungen zu erhalten, welche oft nichts weiter sind als ein Dank für eine Gefälligkeit oder eine etwas zu weit gehende Höflichkeit. Mit zwei solchen Briefen oder Zetteln in der Hand gelingt es der Schwindlerin dann mit Hilfe eines Rechtsanwalts sehr leicht, gegen einen reichen Mann eine Entschädigungsklage wegen Bruches des Eheversprechens anzustrengen, und die Urtheile, die in dieser Beziehung erzielt werden, grenzen oft an's Unglaubliche.

Aber auch Deutschland hat solche Eheschwindlerinnen, und erst im August des Jahres 1889 wurde die Hochstaplerin und Eheschwindlerin Harrach in Mainz verhaftet, welche schon seit Monaten steckbrieflich verfolgt worden war. Diese, am Ende der dreißiger Jahre stehende und nicht einmal hübsche Frauensperson hatte es verstanden, in verschiedenen Städten Süd- und Mitteldeutschlands ältere und unverheirathete Rentiers, besonders Wittwer, in ihre Netze zu locken, indem sie ihnen vorpiegelte, sie besitze selbst ein großes Vermögen und wolle sich mit einem älteren Herrn verheirathen, damit sie Beide das Leben recht genießen könnten. Sie wußte sich in das Vertrauen mehrerer alter Herren einzuschleichen, welche sie dann bei einer günstigen Gelegenheit um ganz bedeutende Summen bestahl, worauf sie verschwand und nach einiger Zeit unter anderem Namen an einem anderen Orte wieder auftauchte. Sie hat einzelne ihrer Opfer um 30,000 bis 50,000 Mark betrogen und bestohlen, und war wohl eine der gefährlichsten Hochstaplerin, die es in letzter Zeit in Deutschland gegeben hat.

Eine andere Schwindlerin operirte in ähnlicher Weise vor Kurzem in Mittelddeutschland, und die Zeitungen konnten Folgendes über sie berichten: „Eine feingekleidete Dame kam in den Laden eines Greizer Handwerksmeisters und sah dort im Waarenschranks das Bild eines jungen Mannes ausgestellt, das sofort ihr Herz derartig gefangen nahm, daß sie dem Ladeninhaber 500 Mark bot, wenn er ihr das lebende Original des Bildes verschaffen wollte; sie sei aus guter Familie und im Besitze von 32,000 Mark Vermögen. Ueber diese Auskunft war der Meister um so mehr erfreut, als die Photographie seinen eigenen Sohn darstellte. Er fuhr also

sofort nach Leipzig, wo der junge Mann in Stellung war, benachrichtigte diesen von seinem unverhofften Glücke und brachte ihn schleunigst nach Greiz. Da das Original dem Bilde vollständig entsprach, und der junge Mann gegen eine Braut mit 32,000 Mark Vermögen nichts einzuwenden hatte, so wurde noch an demselben Abend in einer Greizer Wirthschaft die Verlobung im Beisein aller Verwandten glanzvoll gefeiert, und auch alsbald eine größere Wohnung gemiethet. Am anderen Tage sollten die Eltern der Braut besucht werden, und die holde Jungfrau hat ihren Schatz, er solle sich nur hinreichend Geld einstecken, damit die Eltern auch sehen könnten, daß er gleichfalls Vermögen besitze. Der Bräutigam nahm in Folge dessen eine hübsche Summe mit, die er dem Mädchen übergeben wollte. Anfangs wurde sein Anerbieten abgelehnt, schließlich aber doch angenommen, ebenso wie sein Portemonnaie mit noch weiteren zehn Mark Inhalt. In Gera angekommen, brachte das Mädchen seinen Schatz im Wartesaal zweiter Klasse unter und entfernte sich, angeblich, „um das Gepäck zu besorgen“. Sie kehrte natürlich nicht wieder.

Allerdings wird diese Heirathsschwindlerin von einer amerikanischen weit übertroffen, welche im Jahre 1888 vor dem New-Yorker Polizeigericht erschien. Diese Gannerin, Namens Martha Hart, von hervorragender Schönheit, hatte hintereinander elf Männer geheirathet, um dieselben unmittelbar nach der Heirath zu bestehlen und dann flüchtig zu werden.

Das Gegenstück zu ihr bildet ein gewisser James Brown, gegen welchen in Detroit, im Staate Michigan, ebenfalls im Jahre 1888 verhandelt wurde. James Brown war angeklagt, seit 1883 nicht weniger als 33 Frauen geheirathet und wieder verlassen zu haben. Fünfzehn der Frauen erschienen mit ihren Trauungsscheinen vor Gericht. Brown verüblichtete beispielsweise in den Zeitungen eine Anzeige, daß er eine Erzieherin suche. Er wählte sich unter den Bewerberinnen die Schönste aus und heirathete sie. Einige Tage nach der Hochzeit verließ er seine Frau und nahm, wie gewöhnlich, die Ersparnisse mit, die sie besaß. Die Schuld des Angeklagten war derartig erwiesen, daß sein Anwalt die Vertheidigung aufgab und ihn der Gnade der Richter empfahl. Brown übernahm nun selbst seine Vertheidigung und erklärte, daß er keine der Frauen, die als Zeugen gegen ihn auftraten, kenne, da er nur eine Frau besessen habe und daß diese gestorben sei. Natürlich wurde er verurtheilt.

Wenige Monate später spielte sich vor dem Zuchtpolizeigericht in New-York ein anderer Skandalprozeß ab. Eine neunzehnjährige Dame aus einer der ersten Familien stand wegen Bigamie auf der Anklagebank. Es bewarben sich um ihre Hand zwei Freier, ein jüngerer mit geringem Vermögen und ein älterer Herr mit sehr viel Vermögen, und die kluge Amerikanerin dachte das Nützlichste mit dem Angenehmen zu verbinden und verheirathete sich mit dem alten Herrn, weil sie auf dessen baldigen Tod hoffte und dann durch Erbschaft in Besitz seines Vermögens zu kommen gedachte. Sie ließ sich heimlich mit ihm trauen und verpflichtete ihn dazu, ein Jahr lang nichts von ihrer Ehe verlauten zu lassen. Am nächsten Tage aber heirathete sie den jungen Freier, den sie liebte, ebenfalls heimlich und ließ ihn schwören, ein Jahr lang die Ehe geheim zu halten. Durch einen Zufall kam die Sache indes an den Tag, und die jugendliche Bigamistin kam auf die Anklagebank.

Bereits erwähnt wurden die Pariser Heirathsschwindler, und zwei Fälle mögen hier angeführt werden, von denen der eine entschieden etwas Humoristisches an sich hat.

Ein Kanzleibeamter in Paris inserirte in

deutschen Zeitungen, ein junges, schönes Mädchen mit einer Mitgift von 400,000 Franken solle sofort verheirathet werden. Es meldeten sich aus Deutschland Hunderte von Bewerbern um die Hand der natürlich gar nicht vor-handenen Dame, und der Pariser Kanzleibeamte schröpfte sie um Beträge von je fünfzehn bis zwanzig Franken, die er sich als Vermittelungs- und Stempelgebühr zahlen ließ, monatlang, bis die deutsche Botschaft bei der französischen Polizei seine Gefangennahme und Verurtheilung durchsetzte.

In den Jahren 1888 und 1889 wurde von einem Pariser ein Eheschwindel in's Werk gesetzt, welcher geradezu ungeheuerlich genannt werden muß, und über welche die deutschen Zeitungen folgende, von der Polizeibehörde ausgehende Veröffentlichung brachten:

„Großartige Heirathsschwindelien, denen auch reiche, ältere Jungfrauen aus Deutschland zum Opfer gefallen sind, beschäftigten gegenwärtig die meisten europäischen Sicherheitsbehörden. Der Urheber, ein gewisser Thésophile Naur, ist bereits in Paris verhaftet worden. Der Heirathsschwindler hatte die gelesesten Blätter des In- und Auslandes mit Anzeigen überschwemmt und sich darin als ehrlicher Makler, aber nur für reiche Damen, angeboten. Der Erfolg war ein außerordentlicher, zumal dem Vermittler viele ähnliche Agenturen in Paris, London, Berlin, Wien und anderen Großstädten in die Hände arbeiteten. Naur hatte einige zwanzig fatilinarische Existenzen mit stolz klingenden Namen an der Hand, die er überall in's Gesecht führte, wo es galt, eine reiche alte Jungfrau mit Anstand unter die Haube zu bringen. Der erste Akt der Tragikomödie, welcher mit der Scene im Standesamt schloß, ging meist glatt und schnell vorüber. Dann aber hatten die Männer nichts Eiligeres zu thun, als die Mitgift, die sie sich zuweilen vorher und notariell hatten verschreiben lassen, in ihre Gewalt zu bringen und damit zu verschwinden. Die Zahl der derartig gerupften Verlassenen, welche im Prozeß Naur als Zeugen aufzutreten mußten, stellte sich in Paris auf zweihundvierzig.“

Man sei also vorsichtig bei Verlobungen und Eheschließungen, man mache es sich zum Grundsatz, unter allen Umständen sich nach den Verhältnissen einer fremden Person zu erkundigen, wenn sie mit einem Heirathsantrage herauskommt. Es ziehen notorisch in den großen Städten und in den Badeorten Schwindler umher, die, mit eleganten Manieren und vortheilhaftem Neußeren ausgestattet, sich Zutritt in Familien zu verschaffen wissen, wo heirathsfähige Töchter oder Wittwen vorhanden sind. Diese Hochstapler leben nur davon, sich beständig zu verloben, dann die zukünftigen Angehörigen anzuborgen und zu brandschlagen. Sehr oft aber kommt es ihnen auch nicht darauf an, sich zum fünften oder sechsten Male zu verheirathen und ein armes, unschuldiges Mädchen für das ganze Leben unglücklich zu machen, wenn sie sich dadurch nur in den Besitz einer größeren Mitgift oder in die Möglichkeit setzen können, durch Betrug oder Diebstahl sich größere Summen anzueignen.

Die Aussicht für junge Mädchen, verheirathet zu werden, ist heute noch schlechter wie in früheren Zeiten. Es freuen sich daher gewöhnlich auch Mütter und Anverwandte, wenn einem jungen Mädchen ein Heirathsantrag gemacht wird. Die Angehörigen einer solchen Verlobten aber begehen ein schweres Unrecht, wenn sie sich nicht vor der Verlobung auf das Sorgfältigste nach den Verhältnissen des Heirathslustigen erkundigen. Die Auskunftsbureau, die es in allen Weltstädten gibt, ermöglichen es mit verhältnißmäßig geringen Kosten, solche Auskunft zu erhalten, und sollten selbst einige

hundert Mark gepfört werden müssen, so steht diese Summe in gar keinem Verhältnisse zu dem Unglück, das verhütet werden kann, wenn der Schwindler noch vor der Verlobung oder Hochzeit entlarvt wird.

Männigfaltiges.

(Nachdruck verboten.)

Ein Roman in einer Grabchrift. — Der Graf Leonhard v. Lemberg, der im Jahre 1774 die Insel Korfika besuchte, fand daselbst zu Propriano, fünf-hundert Schritte von einem abgelegenen Felsen, eine Inschrift, die er ihrer Merkwürdigkeit wegen kopierte und der Nachwelt überlieferte. Sie war das Lebewohl und zugleich Testament einer Frau Emma v. Löwenstern, welche bei jenem Felsen begraben lag

und die Worte mit eigenen Händen eingegraben zu haben schien, die lauteten:

„Reisender aus Norden, wer Du auch seiest, lasse Wilhelm Löwenstern, der zu Stralsund weilt, erfahren, daß Du das Grab seiner Gattin gesehen hast, die zu Tunis in der Sklaverei war, sich befreite und hier starb — Juli 1698. — Der Sohn ist noch Sklave, oer Vater komme, ihn zu befreien; hier an der Seite wird er im Vorübergehen die friedlichen Ueberreste seiner Emma finden, wenn er den Stein aufhebt, der diese Asche bedeckt; sollte der Wind sie zerstreuen, so werden seine Thränen sie befeuchten . . . zeige Dich der Bitte, die ich an Dich thue, würdig, oder Du bist kein Mensch.“ —

Der Graf, der diese rührenden Worte las, war von ihrem Inhalt so ergriffen, daß er unverzüglich beschloß, nach Stralsund oder Tunis aufzubrechen, um den Herrn v. Löwenstern zu benach-

richtigen oder seinen Sohn zu retten, wenn nicht — ein ganzes Jahrhundert zwischen ihm und der Grabchrift der schwedischen Dame vorübergerauscht wäre. So war dies freilich nicht mehr ausführbar; auch war, wie er sich bald überzeugte, ihm ein anderer Reisender zuvorgekommen. Als man nämlich auf der bezeichneten Stelle nachgrub, um die traurigen Ueberbleibsel der Unglücklichen zu entdecken, fand man daselbst nur, in einer bleiernen Büchse eingeschlossen, eine emailirte Kiste und dabei ein bräunliches und verhoffenes Papier, worauf folgende Worte geschrieben standen:

„Wer Du auch bist, der Du den Theil dieses Grabes betrachtest, wisse, Gustav Wachtendonck hat mir die Nachricht von dem Tode meiner Emma überbracht, meinen in Afrika geforbenen Sohn habe ich todt daraus hinweggeführt und ihn seiner Mutter beigelegt, Beide sollen sie zu Stralsund ruhen; mit

H u m o r i s t i s c h e s.



Auch ein Trost.

Dame: Hören Sie, das ist aber ängstlich, der Esel läuft immer dicht am Abgrund hin!
Führer: O, da dürfen's keine Furcht haben, abschmeißen thut er nicht, eher fällt er selber mit 'nunter.



Parirt.

Sieh nur, Eugen, schon färben sich die Blätter und fallen ab — bald wird der Winter da sein!
— Ja, mein Schwag, ich bin herzlich froh, daß Du einen noch so gut erhaltenen Pelzmantel hast!

ihnen vereint werde auch ich einst ruhen . . . Nun magst Du Felsen und Buchstaben und zugleich auch alle Erinnerung daran im Geiste auflösen . . . lebe wohl, 15. Oktober 1713.“ [31.]

Was der Spiegel vermag. — Im botanischen Garten zu London be'and sich ein Kranichpaar. Das Männchen starb und das Weibchen grante sich darüber fast zu Tode. Es fraß und schlief nicht mehr und gab nur wehmüthig klagende Töne von sich. Der Wärter hot Alles auf, den Vogel am Leben zu erhalten, der täglich mehr abmagerte. Zulezt kam er auf den Einfall, in dem Häuschen des Kranichweibchens einen Spiegel aufzustellen, und das half. Als das Weibchen in den Spiegel sah, glaubte es das verlorene Männchen wiederzusehen. Es nahm von d'ieser Zeit an wieder Nahrung zu sich und stellte sich täglich stundenlang vor den Spiegel, um mit dem vermeintlichen Gatten sich zu unterhalten. [C. R.]

Sonderbare Sitte. — Der französische Reisende Luges erzählt: Auf den Dächern mehrerer ananitischer Häuser sah ich Köpfe, bald mit der Deckung, bald mit dem Boden der Straße zugekehrt und eine sehr eigenartige Sitte gibt sich dadurch kund: Der Kopf, welcher der Straße den Boden zugekehrt, zeigt nämlich an, daß eine noch unerwachsene Tochter im Hause ist; wird die junge Ananitin heirathsfähig, so wird zur Kumbmachung für etwaige Freier der Kopf mit der Deckung nach vorn gekehrt; verheirathet sie sich, so nimmt man den Kopf herunter. [—dn—]

Bilder-Räthsel.



Auflösung folgt in Nr. 43.

Auflösung des Bilder-Räthfels in Nr. 41:
Ein Weib ohne Religion erscheint wie eine Glocke ohne Klang.

Räthfel.

Mit der nach mir genannt zu sein,
Ist Ruhm für jeden Mann.
Mit die dagegen sah' ich gar
Verschieden Alles an.
Kann thöricht und kann schlecht sogar,
Kann grob und boshaft sein;
Und wiederum auch gut und klar,
Anmuthig, Flug und fein.
Auch thut manch' liebreicher Mund
Dem Volk bald froh, bald ernst mich kund.
Auflösung folgt in Nr. 43.

Somonym.

Wer daran leidet, wird wohl kaum
Den Giffelthurm besteigen;
Wer's treibt, wird sich der Ehrlichteit
Nicht sehr befremdet zeigen. [Emil Noet.]
Auflösung folgt in Nr. 43.

Auflösungen von Nr. 41:

des Silben-Räthfels: 1) Waldemar, 2) Orange, 3) Keilschrift, 4) Eisenach, 5) Juni, 6) Neger, 7) Kaffern, 8) Lakai, 9) Ahre, 10) Genick, 11) Emma, 12) Roland — Wo kein Kläger, da kein Richter; des Logogriffs: und — Hund.

Alle Rechte vorbehalten.

Verlag der Thorner Ostdeutschen Zeitung,
Kommandit-Gesellschaft auf Actien.
Redigirt von Theodor Freund, gedruckt und herausgegeben
von der „Union“ Deutsche Verlagsgesellschaft (früher
Germann Schönteichs Nachfolger) in Stuttgart.